

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1844**

41 (18.8.1844)

# Karlsruher Beobachter.

Beiblatt zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 41.

Sonntag den 18. August

1844.

## Versorgungs-Anstalt

für die

### Jungfrauen des Großherzogthums.

Unter diesem Titel ist kürzlich in der Karlsruher Zeitung ein bei dem Verleger derselben erschienener „Prospekt“ angekündigt worden, welcher in einem kurzen Auszuge das Wesentlichste der gedruckten Statuten über die „Ludwigs- und Louisen-Stiftung“ in Darmstadt mittheilt.

Es ist dies eine seit 17 Jahren bestehende Versorgungs-Anstalt für die Jungfrauen des Großherzogthums Darmstadt, welcher eine ähnliche in unserm Vaterlande nachgebildet werden soll.

Wir beachten diesen Gegenstand als einen hochwichtigen für Stadt und Land, weshwegen wir uns, der Tendenz unseres Blattes gemäß, für verpflichtet erachten, durch eine kurze Mittheilung hierauf ganz besonders aufmerksam zu machen, indem wir jenem „Prospekt“ Folgendes entnehmen:

1) Es können in diese Versorgungsanstalt für die ledigen Töchter des Großherzogthums, ohne Rücksicht auf Stand, Beruf und Religion, alle Personen als Versicherer aufgenommen werden, welche Inländer und nicht über 60 — 66 Jahre alt sind.

Versicherer sind Diejenigen, welche die Versicherung einer Pension für ihre Töchter u. s. w. gegen Entrichtung der festgesetzten Beiträge bewirkt haben; die Versicherten dagegen sind Diejenigen, für welche die Versicherung einer solchen Pension bewirkt worden ist.

2) Bei der Aufnahme in die Versorgungs-Anstalt wird von dem aufgenommenen Mitgliede ein Eintrittsgeld bezahlt, welches für die Versicherung einer ganzen Pension 5 fl. beträgt.

Es kann aber auch eine geringere Versicherung zu irgend einem beliebigem Theile einer ganzen Pension statt haben, in welchem Falle nur der verhältnismäßige Theil sowohl von den jährlichen Beiträgen als auch von den 5 fl. Eintrittsgeld entrichtet wird.

3) Außer diesem Eintrittsgeld werden von den Mitgliedern der Anstalt jährliche Beiträge bezahlt, welche sich nach der Kost richten, die für die Versicherung der

Pension übernommen wird, also nach dem Alter der Versicherer und der Versicherten. Die verschiedenen Altersstufen und die hievon abhängenden jährlichen Beiträge sind in jenem „Prospekt“ ausführlichörtert und durch Tabellen anschaulich gemacht.

4) Die jährlichen Beiträge, wie selbe zur Zeit der Aufnahme regulirt werden, bleiben für die ganze Dauer derselben und bei jedem spätern Alter sowohl der Versicherer als der Versicherten durchaus unverändert.

5) Die Verbindlichkeit zur Leistung des jährlichen Beitrages dauert bis zum Tode des Versicherers, wenn die Versicherte nicht früher heirathet oder stirbt.

6) Die Berechtigung der Versicherten zum Pensionsbezüge beginnt mit dem Anfange des ersten bürgerlichen Jahres nach dem Tode des Versicherers, wenn die Versicherte im Anfange dieses Jahres ledig und 20 Jahre alt ist; sonst aber erst mit dem Anfange des ersten bürgerlichen Jahres, welches dem folgt, worin die unverheirathete Versicherte, deren Versicherer gestorben ist, 20 Jahre alt wird.

Diese Berechtigung dauert so lang als die Versicherte lebt und unverheirathet ist.

7) In den ersten zehn Jahren nach der Errichtung jener Versorgungs-Anstalt betrug die jährliche ganze Pension zweihundert Gulden und als nach dem Ablauf dieser Zeit der Rechenschaftsbericht erstattet wurde, konnte der Antrag bereits dahin gestellt werden, die jährlichen Pensionen für die Zukunft um zehn Prozent zu erhöhen. —

Nach der bisherigen Darstellung handelt es sich also nicht um ein neues Projekt — deren es in unsern Tagen so viele gibt — sondern um die Nachahmung einer in dem benachbarten Großherzogthum Darmstadt seit 17 Jahren bestehenden, durch die Erfahrung glänzend erprobten Anstalt deren Einführung in dem reichern, mehr bevölkerten Großherzogthum Baden ohne allen Zweifel ein noch günstigeres Resultat erzeugen würde.

Im allgemeinen Interesse eröffnen wir der Besprechung dieses höchst wichtigen Gegenstandes auch für die Zukunft die Spalten dieses Blattes.

## Ueber Männer und Geselligkeit.

Es ist eine wunderbare, aber wie uns dünkt, traurige Bemerkung, daß, je mehr sich die Männer im geselligen Leben von den Frauen entfernen, den Umgang derselben verschmähen, bei Tabakrauch und Männergelagen sich am wohlsten fühlen und wie man vermuthen könnte, kräftiger, gleich den Männern der Vorzeit, den in's Gynæceum verbannten Frauen gegenüber stehen sollten, je weniger Spur von kräftiger Männlichkeit, von Ausdauer, von Muth in Gefahr oder fester Entschliesung bei dem jetzigen Geschlecht gefunden wird. Sein höchstes Bestreben scheint Lebensgenuß und die raffinirteste Bequemlichkeit zu sein, zu deren Befriedigung die Entdeckungen der Wissenschaft, die Erfindungen der Industrie verwendet werden; und im struppichten Bart, in nachlässiger Haltung, Achtslosigkeit im Betragen gegen Andere, besonders gegen Frauen, besteht die ganze Heldenthat unserer Zeitgenossen. Und solche Männer dienen auch zu Idealen in den Romanen dieser Zeit. Das Tabakrauchen und die rasende Liebe dafür, welche sich unter dem Scepter der Mode jetzt bis beinahe in das kindische Alter des männlichen Geschlechts erstreckt, ist es denn auch, was die stets mehr zunehmende Trennung der beiden Geschlechter im geselligen wie im häuslichen Leben begünstigt, ja nothwendig macht. Mit der Pfeife im Munde kann man doch nicht überall in Gesellschaft anständiger Frauen erscheinen, von der Pfeife will man sich aber nicht trennen, so trennt man sich von den Frauen, überläßt diese sich selbst, und in ihren Harrens-Societäten aller Nichtigkeit, Frivolität und Klatschhaftigkeit, die in solcher Einseitigkeit unvermeidlich sind, und ergibt sich mit gleichgesinnten Freunden aller Ungenirttheit, Roheit, mitunter Grobheit, welche eben so unabtrennbar von burschikosem Leben sind.

Noch aber wäre gegen eine solche Absonderung der Geschlechter, welche uns in die mittelalterliche, ja in die antike Welt zurückzuführen scheint, nichts oder wenigstens nicht viel einzuwenden, wenn der große Gewinn eines wirklichen Erstarkens des männlichen Charakters im Allgemeinen davon zu hoffen wäre; wenn diese Tabaks-Organen zu einer heitern Ansicht des Lebens, zu kräftigen Entschlüssen, vor Allem zu muthiger Bekämpfung eigener und fremder Leidenschaft, zu der Kraft, zu entbehren und zu opfern für einen höhern Zweck, führen würden. Aber wir fragen unsere Zeitgenossen und Zeitgenossinnen, ob diese Unzufriedenheit mit sich und der Welt, diese innerlichen Zerwürfisse uns ein kräftiges Erheben des Männer-Geschlechts andeuten? Ob nicht gerade diese Sehnsucht nach Bequemlichkeit, nach ungehörtem und recht raffinirtem Genuß körperlicher Erquickung, guten Essens, Trinkens und andern Comforts, auf ein eigentliches Erschlaffen der Kräfte deuten? Ob nicht das unselige Geschwätz von der Emancipation der Frauen, dieser schrecklichsten Abirrung vom Pfad der Natur, recht eigentlich dahin weise, daß die Frauen an der Seite solcher verweichlichter Männer, die nur zu klagen, aber nichts zu bessern wissen, sich nicht an ihrem Platz (nämlich dem untergeordneten) finden, und daher den erschlafften Händen ihrer komoden Gehälfen den Kommandostab entwinden möchten, und dies auch für leicht halten müssen? Frau v. Stael, diese doch wahrlich nicht allzu weibliche Frau, ruft, von einem richtigen Naturgefühl überwältigt, in ihrer „Corinna“ einmal aus: „Il avait pour elle les soins protecteurs, qui font le plus doux lien de l'homme à la femme. — Ne faut-il pas pardonner aux coeurs des femmes les regrets déchirants qui s'attachent à ces jours ou elles étoient aimées ou à tous les moments elles se sentoient soutenues et protégées?“ Das war ein Naturschrei, den ihr besseres Gefühl dieser femme supérieure vielleicht gegen ihren

Willen entris. Und wir möchten alle Ästern oder jüngern Frauen fragen können: ob sie sich in dem natürlichen Verhältnisse von Abhängigkeit und Unterordnung (nicht Erniedrigung und slavischem Gehorsam) gegen ihre Männer nicht glücklich fühlen und an keine Emancipation denken würden, wenn die Männer es verständen, recht eigentlich Männer zu sein? Sehr natürlich knüpft sich an diese Betrachtungen die Beobachtung, daß, ganz entgegen der früheren Gewohnheiten der Geselligkeit, jetzt die Männer, und besonders die höher gebildeten, alle gemischten Gesellschaften fliehen. Es ist, als litten Alle an der „Frauenscheu“ wie an einer geistigen Wasserscheu!

Aber wir sind der Meinung, daß jenes Absonderungs-System, dem — wenigstens bei uns — hauptsächlich das Tabakrauchen zum Grunde liegt, den meisten Einfluß auf die Gestaltung der Gesellschaften, und somit auf den gesellschaftlichen Ton und besonders auf die Sitten und das Benehmen der jüngern Männer hat, welches seit ungefähr zwanzig Jahren wenigstens nicht besser oder feiner geworden ist, als es früher war. Vieles mag zu dieser Falschheit in dem Ton der gemischten Gesellschaften und zu diesem Bequemlichkeits-System die zahllose Menge der öffentlichen Orte, Kaffeehäuser, Gasthäuser, Reunonen, Gärten u. s. w. beigetragen haben, die sich jetzt überall aufgethan, und wo auch Frauen aus den besseren Ständen, ohne die Sitte zu verletzen, erscheinen können, was ehemals nicht war und nicht für möglich gehalten worden wäre. Bequemer ist es nun freilich, sich in einen Gasthof oder in ein Kaffeehaus hinzusetzen, für sein Geld zu zehren, Niemand eine Verbindlichkeit schuldig zu werden und sich um Niemand zu kümmern, wegen Niemand sich geniren zu müssen. Ob aber nicht auch durch eine solche Isolirung viele zarte Fäden feinerer Rücksicht, verbindlicher Höflichkeit zerrissen, ob nicht selbst die Dekonomie unter diesen so oft wiederkehrenden Ausgaben an den öffentlichen Orten leiden werde? — das wäre immer eine Betrachtung werth.

## Rechtsverwaltung in Brasilien.

Ein Bruchstück.

Die Rechtsverwaltung scheint auf den ersten Anblick ziemlich regelmäßig eingerichtet, denn die Regierung hat allenthalben Tribunale eingesetzt, aber diese glänzende Außenseite verdeckt eine schamhafte Wunde, da die Käuflichkeit den Richtern alles Ansehen nimmt. Statt die Tribunale zu vermehren, hätte man nur die Achtung der Gesetze in den vorhandenen besser handhaben sollen, und man würde nicht alle Tage Richter sehen, vom Dezembargador herab bis zum armen Dorfrichter, welche erst das Urtheil aussprechen, wenn man sie gehörig bezahlt hat. Wie unverschämt diese Käuflichkeit betrieben wird, davon mag folgendes Beispiel einen Beweis liefern. Ein Advokat, der eine wichtige Sache zu führen hatte, bekam von dem Kläger eine bedeutende Summe, um sie unter die Richter zu vertheilen. Der Advokat entledigt sich seines Auftrags und nach einigen Tagen kam ein Richter zu dem Kläger, um sich zu beschweren, daß er weniger als seine Collegen empfangen habe, und um den Rest in Anspruch zu nehmen. Man sieht leicht ein, welche Stellung mächtige Familien einer solchen Rechtsverwaltung gegenüber einnehmen müssen. Die Gerechtigkeit steht ganz zu ihrer Verfügung. Zu Fernambuco gibt es reiche Familien, welche Mörder in ihrem Sold halten, und wenn einer dieser Leute wegen eines Mordes verhaftet wird, so bleibt er nur einige Tage im Gefängnis, denn kein Richter wagt

es, eine Criminalprocedur gegen ihn einzuleiten. Uebrigens fände man auch keinen Zeugen, welcher die Wahrheit aussagte. Man verurtheilt nur diejenigen Mörder, welche keine mächtige Fürsprache für sich anrufen können, und keinen Schrecken einflößen. Die Beispiele, welche man zur Unterstützung dieser Behauptung anführen könnte, sind unzählig, wir wollen uns deshalb nur auf zwei beschränken, die allen Commentar überflüssig machen.

Ein Mörder wurde zu Para verhaftet, und da die Familie des Opfers die gerichtliche Verfolgung ziemlich eifrig betrieb, so sollte derselbe verurtheilt werden, als ihm einfiel, die Richter zu bestechen. Er kam deshalb mit dem Vorstand des Gerichts, einem Doctor Jaguarete, überein, ihm 600 Fr. zu zahlen, wenn er freigesprochen würde. Mehr bedurfte es nicht, und der Mörder wurde losgesprochen, vergaß aber bald sein Versprechen. Einige Monate später erfuhr der Dr. Jaguarete, daß derselbe Mensch einem Kaufmann Waaren geliefert habe, begab sich dahin, um den Preis in Empfang zu nehmen, und erklärte ohne alle Umschweife die Veranlassung der Schuld, indem ohne dieses Versprechen der Schuldner als Mörder verurtheilt worden wäre. — Ein Kaufmann, Namens Abron, der einen bedeutenden Handel zwischen Belmonte und Minas Novas betrieb, und in einem Verhältniß mit einem jungen Mädchen stand, hatte die Unvorsichtigkeit, vor dessen Bruder von bedeutenden Summen zu sprechen, die er in seinem Besitz habe. Der Bruder, welcher bisher das Verhältniß seiner Schwester mit ihrem Liebhaber gebilligt hatte, sagte den Plan, den Kaufmann zu ermorden, und führte ihn aus. Die Gerechtigkeit nahm Theil an dem Raube des Opfers, Mörder und Richter theilten sich in Waaren und Geld. Inzwischen kam ein Neffe des Ermordeten, in der Hoffnung die Reste der Erbschaft zu retten, nach Belmonte. Er that einige Schritte, und drang bei dem Richter auf Rückgabe der noch unverkauften Waaren. Aergerlich über diese Zudringlichkeit, entgegnete endlich der Richter: „Sie wissen, was ihrem Dheim geschehen ist, halten Sie sich ruhig, wenn Sie sein Loos nicht theilen wollen.“ Der arme Neffe verzichtete voll Schrecken auf alle seine Rechte, denn der Drohung wäre die Ausführung auf dem Fuße gefolgt.

### Die Räuberbanden in Indien.

Man weiß zwar im allgemeinen, daß in Indien ausgebreitete Räuberbanden sich finden, aber man hat kaum einen Begriff von der Ausdehnung und dem Einfluß dieser socialen Verschöpfung. Man nennt sie gewöhnlich Baddals und Kitchaks, aber auch diese gehören nur zu einem weit ausgedehntern Bunde, der durch das ganze Land verbreitet scheint, in die ganze Gesellschaftsverfassung eindringt und vielen Classen der Hindus in Betreff ihrer religiösen Ansichten einen Stempel aufdrückt, ähnlich dem der Thugs, und so schauerhafte Thaten zeigt, wie der Glaube der Ahunds. Bis jetzt haben die Untersuchungen nur einen geringen Theil des Schleiers gelüftet, und das Bestreben geht fürs erste dahin, sich zu vergewissern, ob wirklich die Verzweigungen der Räuberclassen durch das ganze Land gehen. Ueber ihren Ursprung weiß man wenig; von der einen Verbrüderung will man wissen, daß sie aus einem entlassenen Regiment eines frühern Königs von Audh entsprang; andere führte Mangel und Noth zusammen, aber diese Erklärungen erklären eigentlich noch gar nichts. Wenn man Stämme findet, gleich diesen Räuberstämmen, mit einer gemeinsamen Sprache und gemeinsamen religiösen Gebräuchen, so ist es klar, daß die geheime Quelle, aus der das ganze System entsprang, erst noch ent-

deckt werden muß, denn von diesem weiß man bis jetzt noch sehr wenig.

Das Leben eines Kitchak oder Baddal ist kurz geschildert. Gewöhnlich ist er der Sohn eines Räubers. Sein Vater lebt dem Namen nach als Reiot auf den Besitzungen eines Gutsherrn, der den Aufenthalt einer Abtheilung solcher Räuber gestattet und ihren Gewinn theilt. Gewöhnlich wohnen zehn auf einem Gui, diese stehen unter einem Dschemadar (Sergeanten) und sind in Verbindung mit zwei oder drei andern kleinen Banden, die zusammen unter einem Sirdar stehen, welcher Spione unterhält, um über die Häuser reicher Eingebornen oder den Durchzug reicher Labungen durch das Land Nachricht zu erhalten. Diese Nachricht wird den Dschemadars mitgetheilt, welche dann als Pilger, oder Vogel-fänger, oder sonst in einer Verhüllung abreisen und an einem bequemen gelegenen Ort eine Zusammenkunft halten. Hier wird über die Vertheilung der Beute verhandelt, und wenn eine Abtheilung gerade nicht sonderlich bei Geld ist, um sich gehörig auszurüsten, so schließt einer, meist der Anführer, Geld vor gegen Rückzahlung, natürlich zu hohen Zinsen, z. B. 250 Rupien für empfangene 200. Dann wird der Plan verabredet und die Schaaren trennen sich. Sie reisen in sehr kleinen Abtheilungen von drei oder vier Personen, und schicken einige Leute voran, um ihre Lanzenspitzen und Arkeisen an einem passenden Ort in der Nähe der zum Raub bestimmten Stelle zu verbergen. So vermeiden sie die Last und die Gefahr, die mit dem Waffentragen verbunden ist. Wenn sie an dem Sammelpunkt antommen, schneiden sie Bambushölzer für ihre Waffen und rüsten sich zum Angriff. Manchmal marschiren sie keck am hellen Tageslicht nach dem bestimmten Hause und rauben es mit Gewalt aus, unter dem Geschrei der Dorfbewohner, die sich aber selten widersetzen. Manchmal sind sie vorsichtiger. Ist eine Polizeiwache in der Nähe, so wird diese von einer ausgewählten Schaar beobachtet, einzelne Pilete aufgestellt und dann das Haus mit der Hauptmacht angegriffen. Eine dunkle Nacht wird ausgewählt, dann plötzlich eine einzelne Fackel angezündet, die Thüre mit Aerten eingeschlagen oder die Mauern mit Leitern überstiegen; wer ihnen entgegenkommt wird ermordet und alles ausgeplündert.

So wie ein junger Kitchak oder Baddal heranwächst, wird er in die Geheimnisse des Gewerbs eingeweiht und begleitet die Raubzüge. Wenn alles vorüber ist, trennt sich die Schaar wieder und kommt an einer andern Stelle zusammen. Der Sirdar theilt dann den Raub, macht sich für die Auslagen bezahlt, nimmt einen Antheil für die Mustadschirs, auf deren Ländereien sie leben, und dann wird der Ueberrest nach der Verabredung vertheilt. Jeder geht heim und lebt dann Monate, vielleicht ein Jahr lang ruhig, bis ein Spion eine neue Raubgelegenheit auswittert. Das auf diese Weise gewonnene Geld wird meistens schnell verschwendet, manchmal aber auch aufbewahrt und schwillt dann rasch zu einer großen Summe an. In dem Bericht eines Beamten ist ein Sirdar erwähnt, der seiner Wittve ein Lak (100,000) Rupien hinterließ, aus welchem Vermögen sie die Bande ihres Mannes unterhielt und als Räuber in ihrem Dienst gebrauchte. Dieß Verfahren scheint sich indes nicht so vorthelhaft gezeigt zu haben, als der andere Plan gleicher Vertheilung.

Das Geheimniß der Verbindung wird zum Theil durch eine besondere Sprache, zum Theil durch die Nachsicht der Polizei und Gutsherrn, zum Theil auch durch den Schrecken erhalten, den sie dem Volk einflößen. Die Disciplin der Mannschaft und ihre große Zahl sichern den Erfolg. Wie weit dieß Raubsystem geht, läßt sich unmöglich bestimmen, es scheint aber keine übertriebene Angabe, wenn man zwanzig bedeutende Raubthaten in einem Jahr in einem District rechnet und jeden Raub zu 1000 Rupien. Die Kitchaks allein sollen in Bengalen während der letzten

15 Jahre 150 bis 200 Raubthaten begangen haben. Die Rittschaks sind aber nur Ein Stamm von Einer Kaste. In derselben Zeit war die Summe der Raubthaten, die von sämmtlichen Stämmen in einem einzigen näher bekannten District begangen wurden, viel größer.

(Schluß folgt.)

### Verschiedenes.

— Bei Thorn und Dirschau hat die ausgetretene Weichsel eine Höhe von 23 Fuß erreicht und großen Schaden verbreitet. Auch die Mogat ist ausgetreten und richtet große Zerstörung an. Ganz Elbing steht unter Wasser und Graudenz ist bedroht. Bei Stäbblau sind 8 Menschen und bei Danzig über 100 Stück Vieh in den Wellen umgekommen.

— Die Wassernoth an der Weichsel ist furchtbar. In Schwetz suchte man das eindringende Wasser durch einen starken Erdwall abzuhalten, allein es war vergebens. Selbst die höher gelegenen Häuser stehen unter Wasser und ein Drittel der Wohnungen liegt in den Fluthen begraben. Der Stand des Wassers ist 20 Fuß hoch, der Jammer der Unglücklichen ist groß. Ueber 100 Dorfschaften stehen unter Wasser und die Menschen haben kaum das nackte Leben retten können.

— Der Königsmörder Tschsch ist zu Klein-Kniegnitz am Zoppenberg in Schlesien geboren, der jüngste von 7 Brüdern. Sein Vater war Pfarrer daseibst und stand in allgemeiner Achtung. Seine Mutter war eine gebildete Frau und gab ihren Kindern eine gute Erziehung. Einen heftigen Charakter und geistige Ueberspannung will man auch an einigen der übrigen Brüder, die gestorben sind, bemerkt haben.

Am Tage vor dem Attentat schickte Tschsch seine Lebensbeschreibung an Brockhaus nach Leipzig, dem er sie früher angeboten und von dem er die Antwort erhalten hatte, erst eine Probe zur Beurtheilung zu senden. Der Einsendung war die Bemerkung beigefügt, die Buchhandlung werde den Schluß aus dem Kerker oder vom Schaffot erhalten. Das Manuscript ist dem Untersuchungsrichter übergeben worden.

— Im Königreich Griechenland dauert die Gährung fort, die Wahlen der Deputirten sind größtentheils gegen die Regierung und das Ministerium nicht selbst ein, daß es sich nicht mehr länger halten kann.

— In Serbien ist eine Revolution unter dem Militär ausgebrochen, aber im Keime erstickt worden. Die Häufelführer, 50 an der Zahl sind verhaftet und erwarten im Gefängniß ihren Lohn.

— Das Sängersfest in Schleswig war von dem schönsten Wetter begünstigt und hatte von nah und fern viele Gäste herbeigeloßt. An der Festtafel nahmen 2500 Personen Theil. Nur deutsche Lieder wurden gesungen und deutsche Trinksprüche und Tischreden gehalten. Die Fahnen, womit die Festhallen und die Häuser der Stadt geschmückt waren, trugen nur die Farben des Herzog-

thums weiß-roth-blau, keine einzige dänische war zu sehen. Was aber zu loben ist, auch kein einzig feindseliges Wort fiel gegen Dänemark.

— Wegen Verletzung des Briefgeheimnisses werden die Engländer jetzt am bittersten von den Franzosen verspottet. Es ist aber nur das alte Wort vom Splitter und vom Balken. Auf französischem Boden kam die heimliche Erbrechung fremder Briefe auf. Von Ludwig XV. bis Ludwig XVIII. ist sie geübt worden, und bekanntlich waren Napoleon und sein Polizeiminister Fouché die gewandtesten Künstler in dem Fache.

— Die Leiche des ehemaligen Königs Joseph Bonaparte ist in der Gruft der Kirche Santa Croce, wo die größten Männer von Italien, Angelo, Alfieri und Galilei begraben liegen, beigesezt worden. Der Verstorbene hinterläßt seiner Frau und seiner Tochter ein Vermögen von 15 Mill. Franks.

— In Wien ist bei Nacht ein Einbruch in die St. Stephanskirche gemacht, die Opferstöcke erbrochen und das darin befindliche Geld nebst einigen Schmucksachen aus dem Innern der Kirche entwendet worden.

— Fast hätten, wie jener glückliche Junge ein Stück Kuchen, ebenso die 5000 Dorfschaften in Frankreich, die noch keine Schule haben, Lehrer bekommen. In der französischen Kammer war wirklich schon die Rede davon, etwas zur Anstellung von Lehrern zu bewilligen, aber der liberale Sinn der Mehrzahl siegte; es wurde auf das folgende Jahrhundert vertagt, und die kleinen Französlein dürfen noch ferner ohne die Plage der Schule mit ihren Dechstein um die Wette aufwachsen.

— Am politischen Himmel ist die Finsterniß gewaltig im Zunehmen begriffen. Den vielen bereits bestehenden Verwicklungen hat sich ein neues Ereigniß beigefügt. Der alte Mehemed Ali hat urplötzlich der Regierung seines Landes entsagt, und Alexandria verlassen, um in Mekka seine Residenz aufzuschlagen. Wohin dieses, bei den gegenwärtigen politischen Constellationen doppelt wichtige, Ereigniß führen wird, läßt sich zur Zeit noch schwer ermessen. Wir fürchten, nicht zum Besten!

— Ueber die marokkanischen Angelegenheiten weiß man noch immer nichts Entscheidendes. Langer soll nun doch bombardirt worden sein, melden Privatnachrichten von mehreren Seiten. Die französische Armee an der Grenze von Marokko soll durch furchtbare Pige sehr viel zu leiden haben.

— C. M. v. Weber's Sohn ist nach England gereist, um die Asche seines Vaters in Empfang zu nehmen, welche bestimmt ist, auf deutschem Boden eine des Meisters würdige Stätte zu finden. Daß ein England Besuchender, der sich um den Platz erkundigte wo Weber's Sarg beigesezt ist, von dem Sacristan der Capelle keine Auskunft erhalten konnte, endlich nach langem Suchen ihn erst unter anderen Särgen fand, die wie aufgebeugtes Holz in einem Magazine stehen, läßt erwarten, mit welchen Empfindungen der Sohn ihn in Empfang nehmen wird; besonders, wenn er auf einem Blättchen von Pappendeckel den Namen Weber liest. Also kein Mensch dachte bisher daran, den die Hülle eines so Reichbegabten bergenden Sarg anständig zu bezeichnen! (Z. f. D. M.)